

„Ich bin ein Deadline-Schreiber“

„Spiegel“-Reporter Alexander Osang hat ab Januar ein viertel Jahr Pause vom Journalismus – Ein Gespräch über sein Buch, den Terror in Paris und Biathlon

Alexander Osang ist einer der bekanntesten Journalisten Deutschlands – und großer Fan der in der DDR gegründeten Band Pankow. Mit Sänger André Herzberg ist er seit langem befreundet, 2011 begleitete der Journalist die Band bei deren Tour und nahm das zum Anlass für seinen vierten, in diesem Jahr erschienenen Roman „Comeback“. Osang, der vor allem als Reporter für den „Spiegel“ unterwegs ist, hat ab Januar wieder drei Monate frei, um an Buchprojekten zu arbeiten – dabei schlägt er aber auch gern mal die Zeit tot. André Herzberg wiederum tourt ab Januar mit den „DreiHighligen“ durch Deutschland und kommt auch nach Chemnitz. Danuta Schmidt hat sich mit Reporter Alexander Osang über Musik, das Schreiben als Qual und die Frage, warum man gerade jetzt Urlaub in Tunesien machen sollte, unterhalten.

Freie Presse: Sie haben eine ambivalente Tätigkeit: Sie sind Reporter, also viel unterwegs, und zudem Buchautor, ein einsamer Schreiber. In welchem der Berufe steckt mehr von Ihnen?

Alexander Osang: Der Reporter ist meinem Temperament näher, ich bin ziemlich ruhelos, habe Angst vor Stillstand und fühle mich am wohlsten, wenn ich mich bewege. Aber in den Romanen steckt wahrscheinlich mehr von mir als in meinen Reportagen. Sie sind ja alle vier sehr autobiografisch.

Wie viel Zeit verbringen Sie täglich am Schreibtisch?

Drei Viertel des Jahres bin ich Reporter für den „Spiegel“. Das steht in meinem Vertrag. In der Zeit bin ich vor allem unterwegs. Ich recherchiere auch lieber, das Schreiben ist eher Quälerei. Schreiben bedeutet ja, die Wirklichkeit einzugrenzen, zu beschneiden. Ich recherchiere also so lang wie möglich und fange immer zu spät an, zu schreiben. Ich bin ein Deadline-Schreiber, was meine Redakteure und auch die Lektoren in den Verlagen ziemlich nervt, glaube ich. Es ist, fürchte ich, ein Mix aus Faulheit und Liebe zur Recherche. Je länger und tiefer ich etwas ergründe, desto mehr begreife ich, wie verdammt mein Beruf ist, und diese Vermessenheit versuche ich mit ausufernder Recherche zu bekämpfen. Das hat unschöne Seiten. Ich musste viele Nächte durchschreiben, weil mir Zeit fehlt und manchmal fallen mir die besten Sachen erst ein, wenn der Text schon gedruckt wird. Es ist schwer zu sagen, wie viel Zeit ich am Schreibtisch sitze, zumal ich auch im Bett schreibe, im Zug oder in der Küche.

Wann sind Sie am ergiebigsten? Als ich für den „Spiegel“ in New York war, habe ich viel nachts gearbeitet. Das lag auch an der Zeitumstellung. Ich saß dann in meinem Zimmer im 34. Stock, nachts um drei Uhr und wusste, dass die Kollegen in Hamburg gleich ins Büro kommen, ihre Computer anschalten und nach der Geschichte suchen, die ich ihnen für den Morgen versprochen hatte. Ich wusste aber auch, dass sie sich noch nicht trauen, anzurufen, weil es bei mir in Amerika ja noch mitten in der Nacht war. In so einer kleinen, interkontinentalen Zeitglocke kann man sich ganz schön einrichten. Grundsätzlich schreibe ich gern früh, auch hier in Berlin. Mein Kopf ist dann noch leer, ich schaue in die dunklen Fenster auf der anderen Straßenseite und habe das Gefühl, einen kleinen Vorsprung zu haben. Andererseits schlafe ich auch sehr gern lange.

Sie arbeiten ein Dreivierteljahr für den „Spiegel“. Wie füllen Sie das Vierteljahr zwischen Januar und März, in dem Sie frei haben? Ich schreibe an Büchern und schlage Zeit tot. Man muss sich als rasender Reporter an den Gedanken gewöhnen, dass man drei Monate Zeit hat. Ich lese, laufe durch den Park, liege allerdings auch viel auf dem Sofa rum und gucke solange Fernsehen, bis ich mich schlecht fühle. Koch-



Sieht auf diesem Bild nicht so ganz glücklich aus: Alexander Osang. Kein Wunder. Er sagt: Ich habe Angst vor Stillstand und fühle mich am wohlsten, wenn ich mich bewege.

FOTO: ANDREAS LABES

Der Journalist und der Musiker

Alexander Osang lernte in Neubrandenburg zunächst Instandhaltungsmechaniker mit Abitur, war Volontär bei der „Berliner Zeitung“ und studierte in Leipzig Journalistik. Mit seiner alljährlichen Ostergeschichte ist er der „Berliner Zeitung“ bis heute

treu geblieben. Fast ein Jahrzehnt lebte er mit seiner Familie als „Spiegel“-Reporter in New York, erlebte die Anschläge auf das World Trade Center hautnah. Für den „Spiegel“ begleitet der Egon-Erwin-Kisch-Preisträger heute Menschen auf der gan-

zen Welt und berichtet von deren Wegen, um zu überleben.

André Herzberg hat in diesem Jahr mit „Alle Nähe fern“ ein autobiografisches Buch über seine jüdische Familiengeschichte aufgeschrieben. Mit

den Musikern Dirk Zöllner und Dirk Michaelis verbindet den Musiker, der am 28. Dezember seinen 60. Geburtstag feiert, eine langjährige Freundschaft, die auch beruflich immer wieder Blüten und auch Stacheln treibt: Seit 1993 touren die drei Sänger von

Die Zöllner, Karussell und Pankow als „DreiHighlige“ durch die Republik. Im Januar startet die neue Tour, sie führt die Musiker unter anderem am 10. Januar nach Leipzig, am 21. Januar nach Chemnitz und am 28. Januar nach Dresden. (nuta)

shows zum Beispiel. Ich kenne echt alle. Und weil meine Schreibpause immer im Winter ist, kenne ich mich auch wirklich gut mit Biathlon aus. Man kann unwahrscheinlich viel Biathlon gucken, wenn man tagsüber nix vor hat.

Ihre Bücher entstehen also immer in den „Pausen“ vom Journalismus. „Comeback“ ist Ihr vierter Roman und Ihr zweites Buch nach „Tamara Danz“ von 1999, in dem es um Musik als Metapher geht. Warum?

Musik spielt in allen meinen Romanen, in meinen Short Stories und auch in vielen Reportagen eine große Rolle. „Comeback“ begleitet eine fiktive Berliner Band namens „Die Steine“ über einen Zeitraum von etwa dreißig Jahren. Die Musiker haben Hoffnungen, machen Kompromisse und müssen mit einem Bedeutungsverlust leben. Das hat mich bei den Ostbands immer fasziniert: diese Identitätskrise mit der Wende, als die Mauer fiel, gegen die sie immer angesungen hatten. Aber es geht in „Comeback“ natürlich vor allem um Fragen, die mich beschäftigen. Wie altert man in Würde? Wie bleibt man sich treu und entwickelt sich gleichzeitig weiter? Erinnert man sich noch an die Dinge, die man sich irgendwann mal vorgenommen hat? Universelle Fragen.

Gehört Musik für Sie zum Tag? Ja, auf jeden Fall. Ich höre Radio, ich habe einen I-Tunes-Account. Ich höre auch viel Schallplatten. Ich sammle sie nach wie vor.

Was gefällt Ihnen?

Alles Mögliche. Bon Iver, Foo Fighters, Eels, Smashing Pumpkins, Black Keys, Calexico, Springsteen, je nach Stimmung auch Metallica, AC/DC, George Moustaki, Simon & Garfunkel, The Clash oder E.L.O. Seit New York höre ich auch viel Country, Johnny Cash, Lyle Lovett, Alison

Krauss, Hazeldine, Jayhawks, viel Singer-Songwriter wie Elliott Smith, Michelle Shocked, Ryan Adams, Ray LaMontagne und immer wieder Bob Dylan. Und die Beatles.

Ihr neues Buch hat auch viel mit der Band Pankow zu tun.

Pankow war der Auslöser. Ich liebe die Band und bin mit André Herzberg befreundet, der da singt. André kam vor ein paar Jahren mit einem neuen Song an. Der hieß „Ein neuer Tag in Pankow“ und klang nach Aufbruch, Comeback. Ich war bei den Proben dabei und habe die Band auf ihrer Tour begleitet, um das Comeback zu beschreiben, das ich erwartete. Ich dachte an einen „Spiegel“-Artikel oder ein Sachbuch. Es gab aber kein Comeback und ich dachte, ich begrabe die Jungs unter meinen hohen Erwartungen. So entstand die Idee für den Roman. Der hat mehr mit mir als mit der Band zu tun.

Wann ist ein Thema für Sie eine große Herausforderung?

Wenn es mich interessiert. Meist fängt es damit an, dass mich etwas überrascht. Für die Menschen, die ich beschreibe, geht es, im übertragenen Sinne, ums Überleben. Im politischen, im sportlichen, im beruflichen Umfeld. Wie verhalten sie sich in einer bestimmten Situation? Und warum? Oft suche ich bei ihnen nach Antworten auf Fragen, die ich mir selbst stelle. Gerade begleite ich Sigmar Gabriel, um herauszufinden, wie man gleichzeitig mit Angela Merkel und gegen sie arbeiten kann. Zuletzt habe ich einen Text über das einzige nordkoreanische IOC-Mitglied geschrieben. Das ist ein Mann, der ständig zwischen der seltsamen Welt seines Landes und der bizarren Gesellschaft von Ölscheichs, Prinzen und ehemaligen rumänischen Gewichthebern im IOC hin und her wechselt.

Wie sind Sie auf ihn gestoßen?

Ich habe ihn zufällig auf einem Kongress in New York getroffen, als ich über den IOC-Präsidenten Thomas Bach geschrieben habe. Normalerweise rennen Nordkoreaner ja immer vor einem weg, aber der kam auf mich zu, redete und redete und gab mir dann seine Visitenkarte mit einer Adresse in Wien. Ein nordkoreanischer Funktionär mit einer österreichischen Adresse. Sehr selten.

„Was ich nicht mehr so richtig hören kann, sind die Leute, die jetzt Angst um ihre Werte haben.“

sam. Ich habe die Karte zwei Jahre aufgehoben, und dann habe ich die Nummer angerufen. Mister Chang war gleich am Telefon. Drei Tage später bin ich nach Wien geflogen, dann habe ich ihn zu Olympischen Kongressen in Malaysia und Lausanne begleitet und seine Familie kennengelernt. Ein Mann mit mindestens zwei Leben. Faszinierend.

Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie vom Terror in Paris hörten?

Ich war den ganzen Tag mit Sigmar Gabriel unterwegs. Spätabends bin ich mit seinem Sprecher zurück nach Berlin gefahren. Wir haben im

ICE gegessen, als die Nachrichten kamen. Der Zug stand vor Hannover für zwei Stunden still, weil sich jemand auf die Schienen geworfen hatte. Es war alles sehr betrüblich. Ich war nachts um eins zu Hause und habe stundenlang ferngesehen. Das war alles seltsam vertraut. Die Reflexe der Menschen auf den Straßen, die der Politiker, die ständige Angst, die Kontrollen, die Rufe nach Krieg, das kenne ich irgendwie. Man denkt, man muss irgendetwas machen. Ich denke das heute nicht, vielleicht, weil ich nicht in der Stadt war, wo es passierte. Vielleicht aber auch, weil ich erlebt habe, was der 11. September an sinnlosen, furchtbaren Dingen ausgelöst hat, sowohl in den USA, aber auch im Irak und in Afghanistan.

Glauben Sie, dass sich die Menschen in Europa an ein Leben mit Terrorgefahr gewöhnen?

Ich weiß nicht. Ich habe gesehen, wie schnell New York wieder zum Alltag übergegangen ist. Menschen gewöhnen sich an alles. Was ich nicht mehr so richtig hören kann, sind die Leute, die jetzt Angst um ihre Werte haben. Die jetzt Bundesliga-Fußball spielen oder sogar Bundesliga-Fußball gucken, um ein Zeichen gegen den Terrorismus zu setzen. Ich war im August für eine Reportage in dem tunesischen Hotel, in dem ein Attentäter Anfang des Sommers 37 Touristen erschossen hatte. Die Besitzerin wollte das Hotel offen halten, weil sie sich nicht ergeben wollte. Rundherum waren schon alle Hotels zu und auch in dem Fünf-Sterne-Luxushaus lagen in den 800 Betten nur noch etwa 40 Touristen. Die großen Reiseveranstalter der westlichen Welt hatten sich wegen des einen Anschlages aus Tunesien zurückgezogen, England, Holland und Belgien haben Reisewarnungen ausgesprochen,

hunderte Flüge wurden gestrichen, die Strände und die Märkte sind leer. Inzwischen hat auch das Hotel, das ich besuchte, geschlossen. Tunesien lebt vom Tourismus, die arbeitslosen Kellner, Köche und Animatoure setzen sich in die Flüchtlingsboote oder gehen zum IS nach Syrien. Wer wirklich ein Zeichen für unsere Werte setzen will, kann ja mal nach Tunesien in den Urlaub fahren.

Mit den gesellschaftlichen Umbrüchen von heute sind morgen vor allem unsere Kinder konfrontiert. Aus den Medien erfahren sie verschiedene Wahrheiten. Sie sind als Eltern beide Journalisten. Wie können Sie Ihre Kinder in Sachen Recherche anregen?

Wir versuchen, ihnen klarzumachen, dass es sinnvoll ist, auch in der Realität zu recherchieren, Leute, Betroffene, konkret auf der Straße zu befragen, Interviews zu führen.

Wie viel Zeit verbringen Ihre Kinder täglich am Schreibtisch?

Meine beiden Söhne wohnen nicht mehr zu Hause, bei denen bin ich mir nicht so sicher, ob sie je am Schreibtisch sitzen. Meine Tochter ist 17 und sitzt viel am Schreibtisch. Sie ist sehr systematisch, sehr fleißig und schlauer als ich. Auf jeden Fall, was Naturwissenschaften angeht.

Welche Recherchequellen benutzen Ihre Kinder?

Meine Kinder lesen sehr viel. Meine Tochter, bei der ich das zur Zeit am besten einschätzen kann, recherchiert im Internet, sie hört Podcasts und intelligente Radiostationen. Lexika benutzt meine Tochter nicht mehr, ich auch nicht. Die stehen bei uns so weit oben im Bücherregal, da kommt man gar nicht mehr ran. Sie benutzt aber auch noch Papier. Sie liest zwei, drei Romane im Monat und wünscht sich zu Weihnachten ein Abo von „Zeit-Wissen“. Unfassbar, oder?